

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Lehrer-Zeitung 1910**

32 (6.8.1910)

# Badische Lehrerzeitung

Zeitschrift zur Förderung der Erziehung, der Schule und des Lehrerstandes.

Amtliches Veröffentlichungsblatt des Katholischen Lehrerverbandes d. D. R., Landesverein Baden.

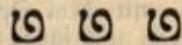
<p>Erscheint jeden Samstag. Bezugspreis: Vierteljährlich 2 Mark inklusive Postgebühren. Anzeigen: Die einspalt. Pettzeile 20 <math>\frac{1}{2}</math></p>	<p>Verantwortliche Redaktion: <b>Joseph Koch, Mannheim,</b> Langstraße 12.</p>	<p>Alle Mitteilungen und Einsendungen an die Redaktion. Anzeigen-Verwaltung Karlsruhe, Kaiserstraße 136 I.</p>
---	--	--

**Inhalt:** Die Vorsehung. — Die soziale Frage. — Zur Behandlung der Geschichte in der Volksschule. — Das Mannheimer Schulsystem. — Aus der Praxis der ländlichen Fortbildungsschule. — Rundschau. — Aus der Literatur. — Feuilleton. — Anzeigen.

## Die Vorsehung.

So spielt mit uns die unendliche Weisheit desjenigen, der mit solcher Leichtigkeit das Weltall schuf, wie der Mensch dem Wachs in seiner Hand eine beliebige Gestalt gibt, und der nach seinem Willen dasselbe stets lenkt und beherrscht. Unser schwacher Verstand, welcher die Kette der erschaffenen Dinge und die verborgene Hand des Allmächtigen, der sie hält und bewegt, nicht erfassen kann, bleibt mit seinen Gedanken da stehen, wo der Blick nicht mehr durchdringt. Er sieht nur die letzten Ringe, die uns am nächsten sind und weil er nur die Beschaffenheit derselben kennt, so schreibt er ihnen die Wirkung zu, deren erste Veranlassung er nicht ergründen kann.

Aus den Nachgedanken des hl. Augustinus.



## Die soziale Frage.

Hon. Professor Dr. S. Watz.  
(Christl. Schul- und Eltern-Ztg.)  
Schluß.

### Die Ursachen der sozialen Not.

Bischof Ketteler sagte einmal mit großem Scharfsinn über die heutigen Verhältnisse: „Dem Menschen der modernen Welt fehlen zwei Begriffe: 1. der Begriff des Bösen in allen Menschen, des angeerbten Bösen im Menschen und daher sind alle seine Rechnungen falsch, weil er diesen Faktor nicht im Rechnung bringt, 2. der Begriff der Hilfe Gottes. Er kennt nur die Selbsthilfe.“ Wie wahr sind diese Worte! Die Menschen der modernen Welt glauben, sie brauchen keine Offenbarung, sie könnten alles zur Lebensführung Nötige schon von selbst finden ohne Irrtum. Und sie brauchen auch keine Hilfe Gottes, das Gute zu vollbringen. Es gehe alles von selbst den rechten Weg und nehme von selbst jene Entwicklung, welche die einzig richtige ist; das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte ende mit dem Glücksstaate. Eine ganze Partei, wieder die Partei der Sozialdemokratie, steht auf diesem Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung und Menschheitsentwicklung, und diese Entwicklung zum Glück, meinen sie, führe schnurstracks in den Zukunftsstaat und das werde das Paradies, der Himmel auf Erden sein. Würde der Zukunftsstaat wirklich einmal durchgeführt, dann müßten die Menschen mehr noch als Engel sein, nicht bloß wie die vollkommensten Ordenspersonen, sondern mit der demütigsten Unterwerfung unter eine Unmasse von Befehlen, mit der größten Selbstlosigkeit und Zufriedenheit und Opferwilligkeit und einem Autoritätsglauben, wie ihn die Welt noch nicht

gesehen hat. Und fragt man, wie so sich denn das erwarten lasse, dann findet man wieder nur die Erklärung, daß auch die Menschen wie die wirtschaftlichen Verhältnisse sich so entwickeln werden, wie es eben für den Zukunftsstaat notwendig sein werde. — Vogelfang dagegen sagt, daß die Menschheit in einem fortwährenden Sinken sich befinde mit der ganzen Sittlichkeit und den wirtschaftlichen Verhältnissen. Wem fällt es auch ein, zu sagen, daß die jungen Menschen ohne Zucht und Ordnung und ohne Lehre und Sittengesetze und ohne Autorität sich anders entwickeln würden, als die Plattenbrüder in den Vorstädten oder die Apachen, die in Paris schon nach Hunderttausend zählen und den Schrecken der Polizei bilden, so daß das Publikum zur schärfsten Selbsthilfe zu greifen sich genötigt sieht?

Deshalb fragen wir noch einmal: Wie ist die soziale Frage und wie die soziale Not entstanden? — Dadurch, daß der Mensch von dem Wege abgetret ist, der ihm vorgezeichnet war, von dem Wege, den ihm Gott bestimmt hat und den er in Befolgung der unabänderlichen Gebote Gottes zu gehen hat. — Der Mensch ist von Natur aus seit der Erbsünde dem Irrtum ausgesetzt und dem Bösen zugeneigt. Er kann von dem vorgeschriebenen Wege nur nach zwei Seiten abirren. Er ist, wie früher dargelegt wurde, sowohl ein persönliches Wesen, als ein gesellschaftliches; das eine wird durch das andere gemildert. Der Mensch kann aber das eine wie das andere übertreiben. Und er ist diesen Irrtümern auch tatsächlich verfallen sowohl der Einseitigkeit des Egoismus wie dem anderen Extrem, daß man den Menschen der Gesellschaft auf Kosten seiner Persönlichkeit unterordnen wollte, als wäre er der Gesellschaft wegen auf Erden und die allein seine höchste Autorität. Dieses zweite Extrem ist das, das die Sozialdemokratie im Zukunftsstaate anstrebt. Es braucht uns nicht so sehr zu beschäftigen wie das erste Extrem. Dies ist die Lehre des Liberalismus, daß der Mensch frei sei von allen Befehlen die von außen an ihn herantreten, von allen Befehlen, die seine Selbstherrlichkeit einschränken würden, frei von allen Geboten und Verpflichtungen wie gegen Gott so auch gegen den Nebenmenschen. Es ist die Lehre von der Autonomie des Menschen, der sich selbst Gesetz sei und sich um kein anderes Gesetz zu kümmern brauche als um dies, das er selbst schaffe und mache. Autonomie — Selbstgesetzmäßigkeit. — „Aber“, sagt Förster mit beißender Satyre auf die heutigen Verhältnisse, „die Romie (das Gesetz) ist geschwunden und nur das Auto, die Selbstherrlichkeit, ist geblieben.“ — Der Liberalismus hat den extremsten Individualismus geschaffen, den die Geschichte kennt, die Selbstsucht, den Egoismus, das alte Erbübel der Menschheit auf die Spitze getrieben; jenen Individualismus, der jedem Menschen das Recht gibt, sich auf Kosten anderer zu

bereichern, wie er nur imstande ist und anderen alles zu entziehen, was die Arbeit ihm an Rechten verleiht. — Wir wollen das noch genauer charakterisieren. Diese Lehre hat ihre krassste Formulierung in dem Übermenschen Nietzsche gefunden, der mit furchtbarer Grausamkeit und Brutalität sein Evangelium verkündet hat mit der Aufforderung, die Herdenmenschen sich dienstbar zu machen und alles Schwächliche und Niedrige zu unterdrücken, mit Füßen zu treten. Spricht er doch selbst von seinem Hohne „von dem Gastmahl der Grausamkeit“, das dem Übermenschen beschieden sein werde. Wer sollte sich da wundern, daß bei solchen Theorien, die als modernes Evangelium angestaunt und gepriesen werden dürfen, das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte zum Mammonismus, dem Wucher, in den schärfsten Formen führen muß?

Und noch einmal fragen wir, wie konnte das so kommen über die Menschheit der Gegenwart? Man darf mit Recht antworten, das ist das Verhängnis, die Strafe für den Stolz der Menschen, mit welchem sie sich gegen Gott erhoben haben und ihn verachten zu können glaubten, dieselbe Strafe, die einst verhängt wurde, als die Menschen gegen Gottes Weisung in Babylon sich daranmachten, Gott zum Trotz in einem Turm bis gegen den Himmel sich zu verewigen und ihre menschliche Kraft zu zeigen. Gott verwirrte ihre Sprache, daß sie einander nicht mehr verstanden. Die Menschen haben sich von Gott abgewendet, deshalb verstehen sie einander nicht mehr und können miteinander nicht mehr menschenwürdig verkehren. — Augustin sagt es in einem verständlichen Beispiel anders: „Wir Menschen sehen mit dem Lichte der Sonne nicht bloß diese selbst, sondern auch die übrigen Gegenstände, die Menschen und Tiere. So lieben wir Menschen Gott mit der Liebe, die von ihm ausströmt, aber mit derselben Liebe müssen und können wir auch die Nebenmenschen lieben. Weicht aber diese Sonne der Liebe zu Gott, dann sind wir Menschen auch gar nicht einmal mehr imstande, die Nebenmenschen zu lieben.“ — Ist das nicht naturnotwendig so? — Der Mensch hat drei wesentliche Beziehungen in seiner Menschennatur, die Beziehung zu Gott, seinem Urheber und Schöpfer, die zu sich selbst und die zu den Nebenmenschen. Fehlt die erste Beziehung, dann fallen die anderen Beziehungen von selbst zusammen, weil sie darauf sich aufbauen und darauf stützen. Der Mensch kann in sich keine Ordnung aufrecht erhalten ohne Gott und er kann keine Beziehung zum Nebenmenschen geordnet pflegen, wenn er den Urheber aller Menschen nicht mehr kennt. Geschwister, die keine gemeinsame Eltern mehr anerkennen, trennen sich, Glieder eines Leibes, denen das Haupt fehlt, zerfallen, Rebzweige, die vom Stamme losgelöst werden, verlieren ihr Leben und den Zusammenhang mit den anderen Reben. Wo das Haupt nicht mehr anerkannt wird, fällt der Organismus auseinander. Wenn die Sonne untergeht, sieht man die Welt nicht mehr. Was sollte die Menschen denn noch nötigen, aufeinander Rücksicht zu nehmen, wenn sie keine allgemeine Autorität für alle Menschen mehr anerkennen. Mit gewaltigem Ernste hat Bischof Ketteler das in folgenden Worten ausgesprochen: „Die unselige Verwirrung der heutigen Zeit ist die, daß man sich dem Wahne hingibt, die Menschen ohne Religion und Christentum glücklich machen zu können. Es gibt Wahrheiten, die wie Glieder einer Kette zusammenhängen und deshalb nicht auseinander gerissen werden können, weil Gott sie verbunden hat. Dazu gehören folgende: es gibt für uns keine wahre Sittlichkeit ohne Gott, keine rechte Gotteserkenntnis ohne Christus, keinen wahren Christus ohne Kirche. Wo die Kirche fehlt, geht die wahre Erkenntnis Gottes verloren. Wo die wahre Erkenntnis Gottes fehlt, geht im Kampfe mit der Sünde, mit der sündigen Selbstsucht und Sinnlichkeit, mit Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens auch die Sittlichkeit zugrunde. Wo aber die Sittlichkeit fehlt, da gibt es überhaupt kein Mittel, wahres Menschenwohl zu befördern, da gibt es auch kein Mittel, das Volk wohlhabend zu machen. Da werden die

Menschen von den Leidenschaften beherrscht, da werden Habgier und Sinnlichkeit die Tyrannen, die alles knechten, da werden im Dienste dieser Tyrannen bald die Mächtigen die Schwachen unterdrücken, bald die Schwachen gegen die Mächtigen sich erheben und wenn sie siegen, denselben Tyrannen ihrer Leidenschaften dienen. Da wird der Kampf ohne Ende zwischen Reich und Arm fortbestehen, da ist der Friede auf Erden unter ihnen unmöglich. So innig und untrennbar hängt der Wohlstand des Volkes mit der Religion und Sittlichkeit zusammen.“ — Noch eingehender an einer anderen Stelle: „Die soziale Natur des Menschen hat ihren letzten Grund in seinem Verhältnis zu Gott. Aus diesem Grundverhältnis entspringen alle anderen Verhältnisse der Menschen untereinander. Der Mensch kann nie für sich allein bestehen, weil er sein Leben nicht aus sich hat, und die zahllosen Wechselbeziehungen zu anderen sollen ihn ohne Unterlaß daran erinnern, daß er nicht in sich selbst die Quelle seines Daseins besitzt, sondern von Gott vollständig abhängig ist. Er ist immer und überall auf andere angewiesen, weil er ganz und zuletzt auf Gott angewiesen ist.“ — Deshalb, sagte ich, ist es naturnotwendig, daß der Mensch, der Gott nicht anerkennt, auch die rechten Beziehungen zu seinem Nebenmenschen verkennt und mißachtet und außer acht läßt. — „Ein geldgieriger Kaufmann,“ so erzählt Tolstoi, „ein geldgieriger Kaufmann Wassili Andreitsch fuhr zur Winterszeit mit seinem Knecht Nikita auf dem Schlitten durch den Wald. Aber immer dichter fielen die Schneeflocken, die Wegspur verlor sich, es heulten die fernen Wölfe; endlich läßt Wassili den Schlitten halten und denkt daran, im Schnee den Morgen abzuwarten. Wassili träumt von seinem Gelde doch die Zeit schleicht langsam dahin, er friert. Da macht er sich auf, reitet mit dem Pferd davon und denkt: um Nikita ist es nicht schade, er hat nichts zu verlieren; aber ich bin reich, ich habe zu leben. Er reitet und reitet, aber endlich kommt er an die frühere Stelle zurück und findet den Knecht Nikita halb erstarrt im Schnee. Da ergreift ihn auf einmal ein seltsames, ungewohntes Gefühl. Es drängt ihn, dem Knecht das Leben zu retten, sei es auch mit dem Opfer des eigenen. Er beugt sich über den Knecht und fängt an, ihn zu erwärmen. Er erinnert sich wohl des Geldes und seiner Geldgier, aber es fällt ihm auf einmal schwer zu begreifen, weshalb er sich mit alledem habe beschäftigen können. „Ich komme, ich komme“, antwortete sein ganzes Wesen freudig und gerührt. Am nächsten Morgen graben die Bauern den Knecht noch lebend heraus. „Hier“, sagt Förster zu dieser Erzählung, „hier hat die Grundwahrheit alles sozialen Lebens, in unvergänglichem Bilde Gestalt gewonnen. Wir selbst werden Menschen, wenn wir den Bruder Mensch im andern entdecken.“ — Aber hat nicht Christus dieselbe Lehre schon viel früher und ergreifender und tiefer gelehrt in der Parabel vom barmherzigen Samaritanen? Und hat nicht Christus noch mehr uns geboten, da er lehrte, woraus dem Menschen solche Nächstenliebe entspringe? Du sollst den Herrn deinen Gott lieben und das zweite Gebot ist diesem gleich: du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst? Das Gebot der Nächstenliebe wird nicht beobachtet, wenn es nicht als Gottesgebot ihm ins Bewußtsein kommt und wenn nicht die Liebe zu Gott in ihm mächtig und lebendig ist.

Wir leben aber in einer Zeit, wo die moderne Weltanschauung jede Beziehung zu Gott leugnet, nicht bloß die Beziehung zu dem Urheber der übernatürlichen Ordnung der Gnade, sondern im Gegensatz zum Heidentum, auch jede Beziehung zu Gott in der übernatürlichen Ordnung. Wie soll eine dauernde und lebendige Beziehung zu dem Nebenmenschen in der Weise eines Organismus denkbar sein, wenn diese erste grundlegende Beziehung abgebrochen wird? Daraus ist im letzten Grunde die soziale Not und mit ihr die soziale Frage entstanden.

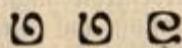
Man stellt manchmal die Frage, ob die soziale Frage eine religiöse oder eine wirtschaftliche Frage sei. Wir finden aus diesen Darlegungen, daß sie in ihrem Ursprung,

in ihrem Entstehen eine religiöse Frage ist, aber in ihrer Auswirkung und Ausgestaltung, in ihren Folgen eine wirtschaftliche Frage wird; in ihrem Wesen selbst jedoch ist sie eine sittliche Frage, eine Frage, nach welchen Geboten und Vorschriften die Menschen ihr Verhalten zum Mitmenschen einzurichten haben. Das ist weder dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, noch dem freien Spiel der menschlichen Neigungen und Leidenschaften überlassen.

**Schluß.**

Schließen wir mit einem nochmaligen Hinweis auf die Bedeutung der Religion des Christentums für diese Frage. Bogelsang schrieb vor Jahren in ein politisches Blatt einmal einen Artikel über die sozialpolitische Bedeutung des Fronleichnamfestes. Wie sollte man das nicht, da einst der heilige Paulus schreiben konnte: „Christus schämte sich nicht, die Menschen seine Brüder zu nennen.“ In dieser Gesinnung und Stimmung ist er als das Haupt des geheimnisvollen Leidens, als der Erstgeborene unter den Brüdern auf Erden gegenwärtig, um die Verbindung der Menschen aufrecht zu erhalten und zur Entwicklung und zum Gedeihen zu bringen.

Aber es gilt von der heutigen Zeit vielmehr, was damals Johannes zu den Juden sagte: „In eurer Mitte steht einer den ihr nicht kennt.“ Es steht unter den Menschen einer, der sagen konnte: „Kommet zu mir, ich will euch erquickeln, euch, die ihr in Mühsal und Leiden seid.“ Es steht der unter euch, der imstande ist, die Menschen in Liebe miteinander zu verbinden, der imstande ist, durch sein Gesetz und sein Gebot und seine Gnade den stärksten Rückhalt zu gewähren im Kampfe gegen die Selbstsucht und den Eigennutz und die Grausamkeit und die Lieblosigkeit und ihr kennt ihn nicht, ihr kümmert euch nicht darum. Tolstoi sagte einmal: „Wie Vögelin, die aus dem Neste gefallen, schreit die Seele nach Gott.“ Es schreit die ganze Menschheit in ihrem heutigen Elend nach Gott, nach Hilfe aus sozialer Not. Dieser Hilfe wollen wir deshalb eingedenk sein. Das Christentum ist der realste Faktor der Weltgeschichte.



## Zur Behandlung der Geschichte in der Volksschule.

Die Gewaltherrschaft, welche die Ritter später ausübten, das Faustrecht, das Raubrittertum.

Wir finden bei den Kindern Kenntnis von der Sage vom Ritter von Schwarzenberg, der zu den Schlimmsten der Schlimmen gehörte und besprechen diese.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Schüler waren schon auf dem Rohrhardsberg; sie haben dort die alten Schanzen betrachtet; sie wissen, daß man sie Schwedenschanzen nennt, und warum man sie so nennt, kennen auch den Zweck, dem sie dienten. Sie haben im bereits genannten Wahlfahrtsbuche auch gelesen, daß die Schweden die Kirche auf dem Hörnleberg zerstört haben, auch, daß die Schweden viermal in das Simonswäldertal hatten eindringen wollen, daß sie aber jedesmal von den Simonswälder Bauern wieder hinausgeworfen worden seien.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Dein Vater hat dir erzählt von dem Kriege, an dem er auch Teilnehmer war. Laß uns auch hören, was er dir darüber gesagt hat! — Mein Vater war im Kriege. Er ist in einer Schlacht verwundet worden. Die deutschen Soldaten konnten ihn nicht mitnehmen. Die Franzosen holten ihn auf dem Schlachtfelde und trugen ihn in ein Spital. Nachdem er einigermaßen geheilt war, wurde er auf die Insel Oleron im Atlantischen Ocean gebracht. Er wurde dort sehr schlecht behandelt, hatte ein schlechtes Lager, bekam wenig und schlecht zu essen u. s. f. Nach dem Friedens-

schlusse kam der Vater wieder heim. Die Kugel, durch welche er verwundet worden war, trug er noch im Beine. Sie wurde ihm dann in Freiburg herausgenommen. Jetzt trägt er sie am Geburtstag des Kaisers und des Großherzogs neben den Ehrenzeichen, die er erhalten hat.

Auch jene Leute, die nicht im Kriege waren, haben über denselben schon zu euch gesprochen.

Ja! Sie sind nachts auf den Hörnleberg gegangen. Von dort aus haben sie die brennenden Häuser Strassburgs gesehen, haben gesehen, wie die Kugeln feurige Bahnen durch die Luft zogen. Auch konnten sie deutlich das Donnern der Kanonen vernehmen.

Die Vorbereitung kann sich auch anschließen an die Feier geschichtlicher Gedenktage.

Gelegentlich der Zentenarfeier der Erhebung der Tiroler brachten alle Zeitschriften und Zeitungen, alle Tages- und Wochenblätter Artikel und Abbildungen über den Aufstand. Da haben sich die Schüler bestimmt vielen Stoff gesammelt, den wir nun für die Behandlung dieser heldenmütigen Erhebung zusammentragen lassen.

Auch Gedichte können wir als Grundlage für die Vorbereitung nehmen, sofern sie den Schülern schon bekannt sind. So kennen die meisten Schüler der obern Klassen das Lied „Zu Mantua in Banden“ wie auch „Prinz Eugenius, der edle Ritter“.

Es gibt auch Fälle, wo das Ziel erst nach der Vorbereitung gesetzt wird, wo jenes aus dieser abgeleitet wird. Wir können dann die Vorbereitung auch Hinleitung nennen.

Beispiel: Wir besprechen noch einmal die Ritterburg, etwa an der Hand des bekannten Lehmannschen Bildes. Dabei begründen wir besonders, warum die Burgen auf nicht leicht zugänglichen Bergespitzen gebaut wurden, warum so dicke Mauern und tiefe Gräben sie umgaben u. s. w. Es sollten dies Schutzmaßregeln gegen feindliche Angriffe sein. — Und doch, fahren wir weiter, liegen jetzt die meisten dieser Burgen in Trümmer. — Sie wurden eben zusammengeschossen, sagt der Schüler. — Aber manche Burgen sind doch Jahrhunderte gestanden und haben dem Feinde, der sie oft bedrängte, getrotzt. — Es gab eben damals noch keine Kanonen.

Nun sind wir bei der Erfindung der Schußwaffen und des Schießpulvers.

Gehen wir nun an die **Darbietung** des Lehrstückes selber.

Je besser die vorausgegangene Analyse vorgearbeitet hat, desto leichter wird die Auffassung des Neuen vor sich gehen.

Für die Geschichte eignet sich am meisten die vortragende Lehrform. Der neue Stoff wird also vom Lehrer vorerzählt werden müssen. Gut erzählen können ist darum eine Hauptforderung für den Lehrer der Geschichte.

Man erzähle recht anschaulich, trage recht lebendig vor und male auch die äußern Umstände recht aus.

Wir sind am „Rückzug Napoleons aus Rußland“ und besprechen den „Abergang über die Beresina“. Wenn wir da im Realienbuchmanier erzählen: Beim Abergang über die Beresina brach die Brücke, wodurch Tausende in den eisigen Fluten ihren Tod fanden, so haben wir die oben aufgestellte Forderung sicher nicht erfüllt. (Sehr gut! D. R.) Wir werden vielmehr etwa sagen: Seit einigen Tagen war Tauwetter eingetreten, der Fluß war hoch angeschwollen und führte mächtige Blöcke Treibeis herbei. Eine Brücke über den Fluß fanden die Franzosen nicht vor. Sie mußten erst eine solche bauen, was ihnen natürlich nur mit der allergrößten Mühe gelang. Kaum war nun die Hälfte der Truppen hinübergerückt, als das furchtbare Hurrahgeschrei der Kosaken und das Donnern der russischen Kanonen gehört wurde. Auf einmal nun stürzte sich der ganze Haufen des französischen Heeres, Menschen, Pferde, Wagen, Kanonen auf die Brücke. Jeder wollte der erste sein. In dem Gedränge wurden viele erdrückt, viele von den Pferden zer-

treten, viele von den Rädern der Wagen und Kanonen zerquetscht, viele in den Strom gestürzt. In dieses wilde Gedränge hinein richteten die Russen ihre Geschütze. Zuletzt brach noch die Brücke ein, und Tausende fanden in den hochgehenden, wilden Fluten ihren Tod.

Ob wir durch eine solch breit angelegte Erzählung nicht zu viel Zeit verschwenden?

Gewiß nicht; denn was in dieser anschaulichen Weise erzählt wird, wird vom Schüler nicht mehr vergessen, während die ausgepreßten Realienbuchsätze keine dauernden Vorstellungen zu erzeugen und das Gemüt nicht zu erwärmen vermögen.

Hier eine kleine Jugenderinnerung. In meiner Nachbarschaft lebte ein Veteran, der eben diesen Rückzug von Moskau mitgemacht hatte. Der erzählte uns Knaben nun oft von seinen schreckensvollen Erlebnissen auf den weiten Schneefeldern Rußlands. Seine Erzählung war so breit angelegt, so anschaulich und beachtete auch die kleinsten Umstände. Auch unterstützte er sie durch Vorzeigung alter Waffen, eines alten Soldatenmantels, der ihn auf diesem Zuge vor der Winterkälte schützte, und verschiedener anderer Erinnerungszeichen. So vermochten diese Erzählungen natürlich viel nachhaltigere, kräftigere Vorstellungen zu erzeugen als die Geschichtsbilder von Müller, die wir damals in der Schule lernen mußten, und die den Übergang über die Beresina abtaten mit dem Sage: „Beim Übergange über den Fluß Beresina brach unter dem entsetzlichen Gedränge die Brücke zusammen, und Tausende fanden den Tod in den Wellen.“

Realienbücher sollten eben nicht als „Quellen des Wissens“, sondern höchstens zur Repetition benützt werden. Sie sind Skelette und bleiben Skelette, wenn sie der Lehrer nicht vorher durch ausführliches mündliches Erzählen mit Fleisch und Blut bekleidet hat.

Die Anschaulichkeit wird erhöht durch Benutzung möglichst vieler Anschauungsmittel. Wo die Dinge selbst vorgeführt werden können, tue man das.

Wir sind am Rittertum. Wenn nun in unserer Nähe eine Burgruine ist, werden wir unsere Lektion nicht innerhalb der vier Schulwände durchnehmen, sondern hinaus zur Ruine gehen, die Burg in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit vor den Augen der Kinder wieder erstehen lassen und im Anschluß an die einzelnen Ortlichkeiten das Leben schildern, das einst hier oben blühte.

In den meisten Fällen wird es natürlich nicht möglich sein, die Dinge selbst vorzuführen. Da wird man dann eben Bilder benutzen. An solchen ist ja kein Mangel mehr. Ich erinnere nur an die „Lehmannschen Kulturgesch. Bilder“, sowie an die „Wandbilder für geschichtlichen Unterricht“ von Lohmeyer.

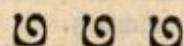
Daneben wird auch die Wandkarte als Veranschaulichungsmittel verwendet werden. Die Geschichte wird anschaulicher, lebendiger, interessanter, wenn man genau den Ort kennt, wo sie sich zugetragen hat.

Häufig, besonders wenn es sich um Kriegszüge handelt, wird der Lehrer auch die Kreide benutzen müssen. Er wird die Schachzüge der kriegführenden Parteien auf der Wandtafel entwerfen und so das Bild derselben vor den Augen der Kinder entstehen lassen.

Die Erziehung sei ferner warm. Sie komme von Herzen; dann wird sie auch den Weg zum Herzen finden. Aus den Mienen des Lehrers, aus seiner Ausdrucks- und Redeweise muß der Schüler „teilnehmende Liebe und Begeisterung, heiligen Zorn und Abscheu, Ehrfurcht und Achtung“ herauslesen können. „Der Lehrer muß ein Schauspieler sein“, sagte einmal ein Kreislehrer. Allerdings kann man hier auch übertreiben. Wenn man pathetisch sein will, wo der Stoff kein Pathos verträgt, so wirkt eine solche Vortragsweise lächerlich, und das finden auch die Schüler heraus.

In Verbindung mit der Darbietung tritt auch die Wort- und Sacherklärung auf. Dieselbe wird sich in

ganz knappen Rahmen halten und wird vielfach schon gleichzeitig mit dem Vortrag auftreten müssen, wenn derselbe verstanden werden soll. Wenn wir erzählen, daß über Luther die Reichsacht verhängt, der Kirchenbann ausgesprochen wurde, so werden wir sofort in die Erzählung einfügen müssen, worin eben die Reichsacht, der Kirchenbann bestand. Fortsetzung folgt.

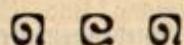


## Das Mannheimer Schulsystem.

Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß der erfahrungswissenschaftlichen Pädagogik die schwerwiegende Bedeutung der verschiedenen Leistungsfähigkeit der Schüler entgangen wäre. Aber sie ging dieser gegenüber viel rationeller zu Werk als die verschiedenen Urheber des in Rede stehenden Schulsystems. Sie zerlegte ihre Ursachen in wirklich voraussetzungsloser Weise, weil durch die Erfahrung und nicht, bewußt oder unbewußt, von einer monistischen Weltanschauung geleitet, in ihre Componenten. Vor allem überschätzte sie das Milieu nicht, in dem die Kinder aufwachsen. Jeder erfahrene Lehrer wird zugeben, daß die Begabung der Schüler mit dem Vermögen der Eltern, mit der Menge ihr Subsistenzmittel in äußerst geringem Zusammenhang steht. Unsere ärmsten Kinder sind vielfach die allertüchtigsten und leistungsfähigsten. Und die sorgfältige Leibespflge, die Verabreichung einer in jeder Beziehung mehr als ausreichenden wenn auch nicht übermäßigen Nahrung spielt hinsichtlich der Hebung der psychischen Leistungsfähigkeit oft fast gar keine Rolle; vielfach zeigen die am besten genährten Kinder die allergeringste geistige Energie hinsichtlich ihres Fonds und der Zunahme. Endlich muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden, daß **erfahrungsgemäß** der Turnunterricht, so vorteilhaft er, unter gewissen Umständen erteilt, sein mag, als fördernd für die allgemeine Geistesenergie nicht in Betracht kommt. Auffallend geringen Einfluß auf die Fortschritte in der Leistungsfähigkeit der Schüler haben der Handarbeitsunterricht und sogar der eigentliche Zeichenunterricht. Die Bedeutung dieser beiden letzten Fächer liegt eben weit weniger auf intellektuellem, als auf ästhetischem Gebiet, wobei aber ihr Hinüberreichen in das Reich des Willens aus sich selbst noch lange nicht gewährleistet ist, wie man heute von allen Dächern verkünden hört. Man hat das überaus bequem liegende Axiom aufgestellt: Was den Leib fördert, fördert selbstredend auch den Geist; denn dabei geht man von der Anschauung aus: Leib und Seele sind eins. Das Geistige besteht nur in eigenartigen Erscheinungsformen leiblicher Vorgänge. Das ist ein so bequem zu findendes, so offen daliegendes, so oberflächliches Axiom, daß in alter Zeit die Philosophie bei ihrem Erwachen in Griechenland damit schon ihr Spiel trieb und wir wirklich nicht begreifen, wie heutzutage die Einbildung, ein Gelehrter zu sein, sich mit der Aneignung dieses Axioms verknüpfen und die Überzeugung sich bilden kann, daß mit diesem oberflächlichen Sage das Fundament jeglicher pädagogischer Theorie und Praxis gegeben sei. Geht man der Erfahrung nicht aus dem Weg, läßt man sie in ihrer Bedeutung gelten, und bewahrt man für ihre Erscheinungen ein offenes Ohr und Auge, so muß man eben zugeben, daß das Psychische für sich ganz besonders bewurzelt ist, daß eine allgemein korrekte Leibespflge noch lange nicht Nahrung und Saftstrom dafür bedeutet, daß das Menschenleben in seinen Erfahrungen uns auf Schritt und Tritt lehrt, daß die Begabung nicht an den materiellen Besitz gebunden ist, daß heute noch wie zu alter Zeit der Weg durch eine sorgenvolle Jugend verhältnismäßig weit häufiger zu den höchsten Höhen der Leistungsfähigkeit in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe führt, als der blumenumrandete mit jedem erdenk-

lichen? Hilfsmittel ausgestattete Fußpfad durch Plutos Erdenhaine, daß die Aristokratie des Geldes weit eher gesichert werden kann als die Aristokratie des Geistes, daß die Begabung des Sohnes des Tagelöhner in Parallele gestellt werden darf mit der des Sohnes des Ministers, die des Kindes des Fabrikarbeiters mit der so manches Sprößlings des Gründers des Geschäftes, womit wir aber keineswegs sagen wollen, daß nun das Ministerium dem Sohne des Tagelöhners, die Fabrik dem Sohne des Fabrikarbeiters ohne weiteres zufallen sollte. Denn nun kommen neue Faktoren in Rechnung, zwei Faktoren von gewaltiger Bedeutung; der eine heißt Erziehung, der andere Leben. Sie formen nicht nur auf intellektuellem sondern auch auf ästhetischem und dem Willensgebiet die Anlage zur psychischen Kraft, zur Leistungsfähigkeit um, und die negativen Erfolge im Zusammenwirken dieser Faktoren, die Schiffbrüche im Leben, zeigen, daß die Bedeutung von Erziehung und Leben kaum hoch genug angeschlagen werden. Es war ein wundervolles Wort, daß jener große Mazedonier das natürliche Leben, die Voraussetzung von allem andern, seinem Vater, das höhere, das wertvollere Leben, das seine Existenz erst in seinen Augen zu einer berechtigten machte, seinem Lehrer zuschrieb. Und da die Erziehung dem Leben vorangeht, kann sie vernünftigerweise nichts anderes sein wollen als eine sittlich untadelhafte Lebensintroduktion, sodaß das kommende Leben hinsichtlich der Erziehung Fortsetzung, Anwendung und Lohn bedeutet. Da springt es in die Augen, von welcher großer Bedeutung die Anknüpfung der Unterrichtsmaßnahmen an die natürlichen Voraussetzungen im Kinde sein muß, daß nichts sich gar so verhängnisvoll mit dem Glücke von ganzen Menschenleben bezahlt macht, wie ein *laissez faire, laissez aller*, eine unkritische Beschäftigungsweise, der das, aber auch das recht sein kann, die glaubt jede Tätigkeit des Kindes sei auch schon Bildungsarbeit zu einem besseren Leben, die über den mechanisch-physiischen Lebensprozessen solche geistiger Natur heimlich gar nicht gelten läßt, der die Kritik des eigenen Tuns ein Grauel, das Amüsament alles ist, da zwei windschiefe Stelzen ihre ganze Erziehungstheorie stützen, nämlich die beiden Worte „sensoryische und motorische“ Nervenlemente, Gehirnzellen, überdacht von der Lokalisationstheorie der Begriffsbildung und der geistigen Vermögen, wo man sehr hübsch hat alles in der Hand, „fehlt leider nur das geistige Band“. Diese Genügsamkeit kannten unsere Altmeister nicht, und die Anknüpfung der Unterrichtsmaßnahmen an die natürlichen Voraussetzungen und die kontinuierliche Weiterführung der glücklich angehefteten zarten, aber lebensdurchströmten Fasern war ihnen die wesentliche Aufgabe jedes Unterrichts. Brachen aber die Fasern, endete der Saftstrom, hörte die organisch bildende Geistesarbeit auf, zeigte sich Teilnahmslosigkeit, vollendete Apathie, so suchten sie nicht nur, sondern sie mußten die Ursache zuerst und vor allem in einem ganz und gar unpädagogischen Unterrichtsverfahren suchen. Deshalb fällt jenen Meistern das hohe Verdienst einer beispiellosen Förderung der eigentlichen pädagogischen Berufsbildung der Lehrer zu und das noch höhere, eine Liebe, ein Interesse für das Kind und eine Begeisterung für die Berufsarbeit geweckt zu haben, die nicht in einigen armseligen intellektuellen Vorstellungen über die anatomische Natur des Gehirns von hypothetischem Charakter wurzelte, sondern mächtig emporstrebte in heiligen Flammen aus dem ganzen Gemüt und emporloderte zum Throne des Höchsten, wo die Engel der Kinder stehen, die immerdar des Vaters Antlitz sehen. So leiteten die Meister Lehrer und Unterrichtsverfahren auf die Bahn des Fortschritts, der einzig und allein der Volksschule, einer der kostbarsten Institutionen des Volkes, würdig sein kann. Heilig war das Kind, unendlich kostbar die Zeit, ein Apostel der Nächstenliebe der Lehrer, wo alles in Ordnung war. Darum sprechen die Schilderungen aus

dem Leben jener Volksschulen wunderbar zum Herzen; es sei hier nur an die prächtigen Erinnerungen des verstorbenen Kultusministers Bosse erinnert, der ja auch die Volksschule durchlief.



## St. Aus der Praxis der ländlichen Fortbildungsschule.

Lieferungsvertrag. (Nach Schindler.)

Der endunterzeichnete, bevollmächtigte Landwirt hat heute mit der Düngerfabrik X zu Y folgenden Vertrag abgeschlossen.

1.

Die Düngerfabrik X zu Y verpflichtet sich, bis längstens 1. Februar d. J. nachbenannte Düngermittel in dem angegebenen garantierten Gehalt und zu dem festgesetzten Preise zu liefern.

2.

Es sind zu liefern:

- a) 15 z Superphosphat mit 16% leicht- d. h. wasserlöslichen Phosphorsäure;
- b) 20 z Chilisalpeter mit 15% leichtlöslichem Stickstoff;
- c) 30 z konzentrierter Kalidünger mit 15% leichtlöslichem Kali.

3.

Die Düngmittel sind in gut trockenem und feinkörnigen Zustande zu liefern. Der garantierte Gehalt wird durch die landwirtschaftliche Versuchsanstalt Augustenburg festgestellt.

4.

Die Berechnung des Kaufpreises erfolgt aufgrund des durch die Versuchstation festgesetzten Gehaltes an Phosphorsäure, Stickstoff und Kali, und zwar wird für das kg reiner Phosphorsäure 0,24 Mk., für das kg Stickstoff 1,20 Mk. und für das kg Kali 0,32 Mk. bezahlt.

5.

Fehlt nur 1% zum garantierten Mindestgehalt, so wird der Unterschied nach den oben angegebenen Preisen in Abzug gebracht. Fehlt aber mehr wie 1%, so wird in der Berechnung für den Fehlgehalt obiger Preis in doppeltem Betrage eingestellt.

6.

Die Verpackung geschieht in haltbaren Säcken zu je 50 kg Inhalt. Jeder Sack ist mit einer genauen Bezeichnung seines Inhaltes zu versehen.

7.

Sofort nach Empfang hat die Probeentnahme in Gegenwart von mindestens zwei unbeteiligten Zeugen zu geschehen und zwar aus der Mitte jedes fünften Sackes. Solche Säcke, die auf dem Transport beschädigt oder naß geworden sind, sind auszuschließen. Die Einzelproben (jede Düngerart gesondert) sind auf einer trockenen Unterlage gut miteinander zu mischen, und ist die Mischung in drei reine, trockene Glas- oder Blechgefäße zu verpacken und gut zu verschließen. Verpackung in Papierbeutel, Kistchen oder Pappschachteln ist unzulässig. Jedes Gefäß ist zu versiegeln. Zwei derselben werden sofort an die Versuchstation eingesandt und das dritte ist in der Wohnung eines der Zeugen bis zur vollständigen Vertragserledigung gut aufzubewahren.

8.

Aber die Probeentnahme ist ein Protokoll aufzunehmen. Dasselbe ist nebst einer Abschrift dieses Vertrags der Versuchstation miteinzusenden.

9.

Ist eine der den Vertrag schließenden Parteien mit dem Ergebnis der Untersuchung nicht zufrieden, so wird auf Kosten des Antragstellers die aufbewahrte Probe einer vereinbarten anderen Versuchstation zu nochmaliger Prüfung überwiesen.

10.

Hat die Versuchsanstalt den Gehalt für richtig befunden, so ist innerhalb vier Wochen Zahlung zu leisten, widrigenfalls der Lieferant 6% jährliche Verzugszinsen anrechnen kann.

11.

Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet die Versuchsanstalt. Ist der Käufer oder Verkäufer damit nicht zufrieden, so entscheidet das Amtsgericht in X und ist gegen dessen Schiedspruch eine Einwendung oder Berufung nicht mehr zulässig.

12.

Vorstehender Vertrag ist doppelt ausgefertigt, gegenseitig unterzeichnet und sowohl dem bevollmächtigten Käufer als auch dem Lieferanten eingehändigt worden.

1. Der Käufer: N. N.

2. Der Lieferant: N. N.

Ort und Datum.

**UUUU Rundschau. UUUU**

**Lebserfrucht.** Weil Gott mit einem jeden Geschlecht seine besonderen Pläne hat, darum hat er sie leiblich und seelisch verschieden ausgestattet. Die Erziehung soll jedem Typus die möglichst vollkommene Prägung geben. Das kann nur durch die Entwicklung und die sorgsamste Bearbeitung der typischen Veranlagung geschehen. Das Resultat dieser hingebenden Arbeit, dieses liebevollen Nachgehens auf den Spuren der Naturanlagen ist hier im Mann, das Bild der Kraft, der Gerechtigkeit, des allzeit klar bewußten Handelns; dort ein Weib, voll Anmut, Liebe und Geduld, voll Sorge und Hingebung.

Über Koedukation v. J. Franz, S. J.

**Zeitfragen auf pädagogischem Gebiet.** Zu den pädagogischen Fragen gehört in allererster Reihe die religiöse Frage. Die Religion steckt das Lebensziel, und ohne Ziel gibt es keine planmäßige Tätigkeit, ohne planmäßige Tätigkeit keine Erziehung. Dafür scheint die moderne Richtung in der Pädagogik wenig oder kein Verständnis zu besitzen; denn es ist klar, daß jedes Ziel nur in scharf umrissenen Formen Wert besitzt, ein scharf umgrenztes Lebensziel aber nur ein in sich abgeschlossenes Religionsbekenntnis gewähren kann. Die moderne pädagogisierende (pädagogisch ist sie nicht) Richtung, soweit sie sich auf die religiöse Erziehung erstreckt, sucht nicht nur die christlichen Bekenntnisse zu vermengen und vermischen, sondern auch mohamedanische, buddhistische und weiß Gott was für Religionsurkunden beizuziehen, deren Übereinstimmung mit den Vorschriften des Christentums nur eine ganz zufällige, oberflächliche sein kann, im übrigen aber im Gegensatz zu unserem Bekenntnis steht. Abgesehen davon, daß der Lehrer bei Beiziehung solcher Dokumente angesichts seiner Vorstudien sie nur auf Treue und Glauben hinnehmen müßte, daß er also seinen Unterrichtsstoff, sozusagen, subjektivem Dogmatismus entnehmen müßte, wodurch doch ganz unmöglich innere Befriedigung entstehen könnte, dient ein solches Verfahren nur der Zerfetzung der Religion und des Volkstums und ist, bei richtigem Lichte betrachtet, nur die willenslose Befolgung der Anregung, die in ihrem Ursprung von einem religiösen Bekenntnis und einer Rasse ausgeht, deren Anhänger zu der christlichen Religion und zu dem nationalen Wesen aller abendländischen Kulturvölker in schärfstem Gegensatz stehen. Die moderne Richtung in der Pädagogik, die nur auf Zerfetzung des Christentums abzielt, ist einzig und allein die Fortbildung und Fortleitung jener **ägenden Lauge**, die die literarische Bewegung des „Jungen Deutschland“ über den europäischen Westen ausgegossen hat. Sie ging aus

von Börne und Heine und spaltete sich alsbald, mächtig anschwellend, in starke Ströme, die die verschiedenen Gebiete des Wissens und der Kulturtätigkeit durchsetzten und namentlich durch die Journalistik unserer Tage, mehr oder weniger bewußt, Nahrung in solcher Menge erhalten, daß wir uns die beängstigende Frage vorlegen müssen, wie lange noch wird das christliche Kulturleben vor diesem Wogenprall bestehen können, der in seinem Siege den Ruin der abendländischen Völker mit sich zöge? Nur zerfetzende Lauge enthalten jene Ströme, knüpfen sie an Börne, Heine, Büchner, Moleschott oder an die religiös denselben Tendenzen huldigenden Marx, Engels und Lasalle an, welchen letzteren es gelang, durch die Weckung und Aufstachelung der Klasseninstinkte und -Interessen die kritische Lauge zu kondensieren, so daß das schlimmste Gift dem abendländischen Kulturleben einfiltriert wurde, nämlich die Verachtung von Millionen gegen die Muttermilch der eigenen Kultur. Diese mit Verachtung gespickte Feindschaft, die die Unkenntnis und Verständnislosigkeit des eigenen Kulturbaums zu ihrer Voraussetzung hat, gegen das eigene Herzblut beängstigt am meisten und zeigt sich besonders auf pädagogischem Gebiet.

**Unterrichtsreformen.** Unsere Leser wird es interessieren, etwas über die Anschauung zu erfahren, die den Schaffhauser Reformen zugrunde liegt und in ihnen zum Ausdruck kommt. Darüber entnehmen wir der Schweizer Lehrerzeitung, Jahrgang 1910, Seite 274:

„Der Vorschlag Waldvogel sucht die Umgestaltung des Unterrichts dadurch zu erreichen, daß nur noch ein Teil der Fächer durch einen Lehr- und Stundenplan „gebunden“, dazu aber eine Reihe von Fächern gefügt wird, in denen der Lehrer je nach Witterung und Jahreszeit, nach Stoffauswahl und Stoffdarbietung frei von sich aus verfährt, immerhin in der Meinung, daß diese zur Verfügung stehenden Stunden vorwiegend den Betätigungsunterricht (womöglich im Freien) der physischen Erziehung der Jugend zu widmen seien. So wären in der Primarschule in den drei ersten Jahren 12—15, in den andern Schuljahren 21—24 Stunden gebunden, und daneben für alle Schuljahre 8—12 Stunden ungebunden, d. i. in das Ermessen des Lehrers gestellt. Es handelt sich dabei nicht um eine Reduktion der Schulstunden an sich, sondern lediglich um eine „Betriebsänderung“ für einen Teil derselben. Die Hauptfächer (Sprache, Rechnen) bleiben unberührt. Wie aber sollen die ungebundenen Stunden ausgefüllt werden? Mit Recht weist der Vorschlag der Stadt und dem Land verschiedene Wege. An einer städtischen Schule denkt sich Dr. Waldvogel die Arbeit im Freien folgendermaßen: In dem Vordergrund steht die Garten- und Feldarbeit, als natürlichste und für die Gesundheit des Menschen förderlichste Arbeit. Bürger- und Einwohnergemeinde besitzen genügend kulturfähiges Land, das sie der Schule verpachten werden. Aus erzieherischen Gründen wird das Land nicht gratis gegeben. Grundsätzlich soll der einer Klasse zugeteilte Platz (ca. 5 Aren) eine solche Größe haben, daß für 30—50 Schüler eine ganz bedeutende Arbeit zu leisten ist. Es soll keine „Gfätterlete“ mit einigen Beetchen werden, sondern wirkliche, treue, ausdauernde und hingebende Arbeit erfordern. Durch das Pachtverhältnis ist die Schulklasse zum verantwortlichen Unternehmer geworden; der Gewinn (!) wird sich im allgemeinen nach dem Sprichwort stellen: Wie mans treibt, so gehts. — Eine Klasse wird sich auf eine einzige Kulturpflanze verlegen, eine andere wird die Abwechslung lieben und ganze Kulturfolgen durchführen. Beispiel: Eine Klasse hat im Frühjahr mit einer Frühkultur begonnen (Kresse, Spinat, Radieschen etc.); sie läßt hierauf eine zweite Kultur folgen (Erbsen, Bohnen, Kohl), um gegen den Herbst mit einer Winterpflanzung nachzufolgen (Röskohl, Endivie, Rühlisalat, Spinat, etc.). Die Schüler arbeiten unter der Oberleitung des Lehrers in Gruppen, die sie unter sich selbst

organisieren. Jede der Unternehmungen muß am Ende des Betriebes finanziell abgeschlossen werden. Aufwand an Pacht und Düngung stehen auf der einen, der Ertrag auf der andern Seite. Da die Arbeitsleistung umsonst erfolgt, so muß selbst bei einem schwächlichen Betrieb noch etwas herauschauen; gute Betriebe werden schöne Resultate zeitigen. Aus der Ernte sind natürlich zuerst die Auslagen zu bestreiten. Aber den Rest sollen die Unternehmer verfügen. Man kann den Überschuf der Früchte den Kindern mit heimgeben, was in den meisten Häusern gewiß größere Freude erregen werde, als ein Schreib- oder Rechnungsheft. Der ganze Ertrag könne auch liquidiert und der Reinertrag zu einem Reisezweck aufgehoben werden. Der schönste Erziehungs- und Arbeitsertrag ist die Verwendung des „Verdienstes“ zur Linderung von Armut und Not.“

**Reformen in Augsburg.** Wir entnehmen der „Augsburger Postzeitung“ nachstehenden interessanten Bericht über die Sitzung der K. Stadtschulkommission vom 29. Juli. Die Bedenken, welche sich dem Fachmanne aufdrängen müssen, brauchen wir nicht anzudeuten. Die Leistungen der städtischen Schulen, die so sehr der Hebung bedürfen, werden sicher nicht gefördert und es wird die Frage sehr wohl berechtigt sein: Wozu soll die teure Volksschulbildung in den städtischen Schulen noch nützen? Auch einen Einwand wollen wir noch andeuten. Die Anstellung von Versuchen halten wir für ziemlich wertlos, da ihre Veranstalter gewöhnlich auch ihre Deuter sind und schon in den ersten Wochen das Lob ihrer Maßnahmen in allen Tonarten in der politischen Presse singen. Sind aber der Jahre fünf bis zehn dahingegangen, dann bricht sich mit elementarer Wucht die Wahrheit durch, daß die Bedenken der wirklichen Fachleute sehr berechtigt waren, so in München, so anderwärts. Doch lassen wir nun den Bericht folgen:

Versuchsweise Durchführung des Werkunterrichts in der Elias-Holl-Schule. Das pädagogische Problem der Gegenwart läßt sich, wie Stadtschulrat Dr. Löweneck einleitend bemerkte, in den Satz „Lernschule oder Arbeitsschule“ zusammenfassen und bedarf noch nach vielen Seiten der Klärung. Die Arbeitsschule ist diejenige Form, bei welcher zum theoretischen Lernen auch praktische Arbeiten hinzutreten sollen. Bevor man aber im allgemeinen an die Einführung einer so weitgehenden Maßnahme schreitet, sei es am Platze, erst Versuche anzustellen und abzuwarten, welche Resultate erzielt werden. Referent beantragt, solche Versuche zunächst einmal in sämtlichen sieben Klassen der Elias-Holl-Schule zu machen. Der Werkunterricht soll ein Prinzip haben und mit dem übrigen Unterricht in naturgemäßem Zusammenhang stehen. Er ist so gedacht, daß es besonderer Schuleinrichtungen nicht bedarf und daß er in jedem Schulraum erteilt werden kann; er darf ferner an die physische Kraft der Knaben keine zu großen Anforderungen stellen und soll derart gestaltet sein, daß die Lehrer ihn ohne übermäßigen Aufwand von Ausbildung erteilen können. Vom ersten bis zum dritten Schuljahr soll der Werkunterricht im Anschluß an den Anschauungsunterricht in phantasiemäßigen Formen des Tons bestehen, die Schüler sollen zu intensiver Anschauung der einzelnen Unterrichtsgegenstände kommen und daneben zur Ausbildung des Farbensinns leichtere Aufklebearbeiten mit buntem Papier verrichten, damit sie die einzelnen Farben und deren Helligkeitsstufen unterscheiden lernen. Vom 4. Schuljahr an nimmt der Werkunterricht die Formen und den Charakter des Modellierens an, daneben sollen noch Gegenstände aus der Geographie und der Naturkunde gefordert werden. Neben dem Tonformen, das im 5., 6. und 7. Schuljahr fortgesetzt werden soll, sollen die Schüler, um eine engere Fühlung mit dem Zeichenunterricht zu gewinnen, auch Gegenstände nach der Natur modellieren. Als zweite Arbeitstechnik käme vom vierten Schuljahr an Karten- und leichte Papparbeit in Betracht. Diese Auf-

gaben stellen sich in engere Beziehung zum Rechnen und zur Raumlehre. Im 4. Schuljahr würden diese Aufgaben zur Veranschaulichung der metrischen Maße dienen. Im 5. Schuljahr sollen diese Aufgaben fortgesetzt werden und zur Veranschaulichung der Flächenmaße dienen, im Anschluß daran könnte das eine oder andere Flächenmuster gemacht werden. Im 6. Schuljahr tritt zu diesen Arbeiten das Ausschneiden von geometrischen Grundfiguren und im 7. Schuljahr dient der Werkunterricht zur Herstellung von geometrischen Körpern. Die dritte Art der Technik umfaßt das Zuschneiden von geometrischen Motiven und Lebensformen und das Aufkleben derselben. Referent glaubt, daß dieser Unterricht in jedem Klassenzimmer und auch bei einer größeren Schülerzahl durchgeführt werden kann. Von den benötigten Materialien müßten Pappe, Karton und Ton von der Schule geliefert werden; Scheren, Maßstäbe, Lineale und dergleichen hätten dagegen die Schüler selbst zu beschaffen. Ärmere Schüler würden zum Zwecke der Lehrmittelbeschaffung Unterstützungen aus den vorhandenen Fonds erhalten. Die Kosten des ganzen Versuchs veranschlagt Referent auf 200 Mark. Auf den Unterricht soll wöchentlich eine Stunde verwendet und aus denjenigen Fächern genommen werden, denen der Unterricht in die Hände arbeitet. Referent beantragt, diesen Unterricht in der skizzierten Weise in sämtlichen sieben Klassen der Elias-Holl-Schule versuchsweise im nächsten Schuljahre einzuführen. — In der Diskussion macht Stadtpfarrer Weber darauf aufmerksam, daß die Elias-Holl-Schule meist von Kindern armer Eltern besucht werde, und aus diesem Grunde würde er wünschen, daß bei der Vergabung der Materialien diesen Kindern möglichst weit entgegengekommen werde. — Der Referent versichert, daß jedes lernmittelfreie Kind auch diese Materialien frei geliefert bekomme. Im übrigen seien ja die Kosten für diese Materialien sehr gering. — Oberlehrer Schallenmüller fragt an, ob man glaube, nach einem einzigen Versuchsjahre schon ein abschließendes Urteil gewinnen zu können. — Der Referent meint, daß dies wohl erst in zwei bis drei Jahren möglich sei. — Magistratsrat Neumeier wünscht zu wissen, ob andere Städte mit der Einführung des Werkunterrichts schon vorangegangen seien. Die Einverleibung von Oberhausen und Pfersee werde unsere Schullasten so erhöhen, daß man sich fragen müsse, ob andere Dinge nicht vordringlicher wären. Es werde nicht lange dauern, dann würden aus den veranschlagten 200 Mark 2000 Mark werden. Der Referent erwidert, daß mit dem Werkunterricht Versuche schon in verschiedenen Städten gemacht wurden, so in Worms, Schöneberg-Berlin, Charlottenburg, Königsberg, Hamburg usw. Auch in München fange man damit an, diesen Gedanken praktisch umzugestalten in einer Art Versuchsschule, die zu diesem Zweck gegründet worden sei. Aber die Frage der obligatorischen Einführung des Werkunterrichts, die übrigens heute ja nicht zur Debatte stehe, müsse man über kurz oder lang zu einer definitiven Stellungnahme kommen. Es sei eine bestimmte Zeit erforderlich, um aus diesen Versuchen etwas entnehmen zu können, aber der Anfang müsse gemacht werden, sonst komme man mit der Beschlußfassung zu weit hinaus. Der Antrag des Referenten wird schließlich einstimmig angenommen.

Nun wollen wir schließen mit einer Äußerung der „Schweizer Lehrerzeitung“, die mit vorstehendem nicht in direktem Zusammenhang steht. Warum wir sie aber anfügen, kann leicht erraten werden; es sind eben Gedanken, die den Herren Reformatoren auch zugänglich sein sollten. Gewerbesekretär Biefer gab bei der Eröffnung des Bildungskurses für Lehrer an gewerblichen Fortbildungsschulen, der im Polytechnikumsgebäude in Zürich stattfand, seiner wohlbegründeten Meinung dahin Ausdruck: „daß nun alle Disziplinen der geschäftskundlichen Fächer, alle mit gleicher Wertung, in den Kreis des Kurses einbezogen werden und daß durch eine vierwöchentliche Dauer eine gründliche

Pflege der einzelnen Zweige ermöglicht wird, halte ich für einen ganz bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete unseres gewerblichen Fortbildungsschulwesens. Denn viel zu lang ist die Bedeutung dieser Fächer unterschätzt worden. Ich halte die geschäftskundlichen Fächer für ebenso wichtig, wie die berufskundlichen. Unser gewerblicher Nachwuchs bedarf des gründlichen Unterrichtes in jenen Gebieten in ebenso reichem Maße, wie in diesen. Ein Berufsmann, der heute nicht imstande ist, eine ordentliche Korrespondenz zu führen, der nicht sicher rechnen kann, der seine Bücher nicht richtig zu führen versteht und ungenügend oder gar nicht kalkuliert, wird auf keinen grünen Zweig kommen.“ Das ist auch unsere Meinung. Aber da wird die Volksschule und gerade die der Städte eben doch auch gewissen Forderungen gerecht werden müssen, und ihre Leiter werden sehr gut tun, sich über den natürlichen Verlauf und die Schwierigkeit der Lernprozesse in ihrem ganzen Umfange bewußt zu werden und jederzeit bewußt zu sein. Daß dies bei weitem nicht allenthalben in erwünschtem Maße der Fall ist, zeigt die öffentliche Kritik, die sich u. a. das Münchener Schulwesen gefallen lassen muß. Das ist für uns Tatsache: So einfach, wie sich die Handwerkspädagogen die Lernprozesse vorstellen, sind sie nicht. Das Handwerk ist für sie der Nürnberger Trichter nicht und der Mangel der pädagogisch geschulten Kritik wird sich bitter rächen.

**Aus dem Landtag.** Die Umwandlung der Kreis- schulvisitaturen in Kreisschulämter mit Gehilfen, anstatt die Visitaturbezirke zu verkleinern und zu vermehren, bedeutet eine Bereicherung und vielleicht noch mehr eine Komplizierung des Instanzenzuges, die mit Recht Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Schmitt von der Freiburger Hochschule nicht unbedenklich erschienen ist. Der Berichterstatter Dr. König führte darüber aus:

„Bisher hatten wir den Kreisschulrat, das ist eine Person, welche als Kreisschulrat ihren Bezirk hatte. Wir haben zurzeit 18 solche Bezirke. Nun haben sich in der Praxis gewisse Mißstände herausgebildet, welche durch das Gesetz und die von ihm geschaffene Organisation behoben werden sollen, soweit dies natürlich möglich ist. Wir sehen ja die Zahl der Schulklassen ständig im Wachsen begriffen, wir sehen das namentlich in größeren Städten, wo wir bereits Schulen mit Hunderten von Schulklassen haben, wir sehen auch auf dem Lande draußen, daß die Schulklassen ständig wachsen, und es ist einem einzelnen Mann kaum möglich, diese einzelnen Schulklassen so zu beaufsichtigen, daß man von einer Aufsicht über Schule und Lehrer überhaupt noch reden kann. Man hat deshalb die Notwendigkeit empfunden, hier die bessernde Hand anzulegen zu dem Zweck, eine wirkliche Aufsicht wenigstens zu ermöglichen. Die Regierung macht den Vorschlag, zu diesem Zweck Ämter zu schaffen mit einem Vorstand und der nötigen Anzahl von Gehilfen, so daß an die Stelle des Einzelnen eine Mehrzahl von Personen tritt, die unter sich die Geschäfte teilen. Zweifelloser werden mehrere Personen in der Lage sein, eine bessere Aufsicht zu üben als eine Person, und die Schaffung eines Amtes bietet außerdem die Möglichkeit, die Zahl der Mitglieder so zu vermehren, wie es der wachsenden Aufgabe entspricht. So ist der Gedanke der Regierung, und dieser Gedanke der Regierung ist auch in der Kommission gutgeheißen worden.“

Es war zwar in der Kommission von einer Seite der Vorschlag gemacht worden, nicht das Kreisschulamt mit der Verfassung einzuführen, wie ich sie geschildert habe, sondern die Zahl der Kreisschulräte zu vermehren, also die Kreisschulräte beizubehalten und die Bezirke zu vermehren, d. h. diese zu verkleinern. Es ist zweifellos, daß dieser Idee, die Zahl der Kreisschulräte zu vermehren und die Bezirke zu verkleinern, der praktische Erfolg der besseren Schulaufsicht zukommt, das kann nicht bestritten werden. Allein eine Schwierigkeit war es, welche die Mehrheit der Kommission bestimmte, diesen Vorschlag abzulehnen und den der Regierung anzunehmen. Die Schwierigkeit der Schulaufsicht besteht vor allem in den großen Städten, in den Städten der Städteordnung. Wir haben beispielsweise in Mannheim wohl zwischen 600—700 Schulklassen. Wenn man nun diese städtischen großen Schulen sich vorstellt, so müßte man, wenn der Kreisschulrat als solcher weiter bestehen soll, wenn die Zahl der Kreisschulräte vermehrt, die Bezirke aber verkleinert werden sollen, zu dem Ergebnis kommen, daß in einer einzigen Stadt mehrere Kreisschulräte nebeneinander tätig wären. Nun ist die Volksschule auch in der größeren Stadt ein Organismus, der

eine einheitliche Verfassung hat, einheitliche Organe an der Spitze, und da geht es nicht an, daß die Staatsverwaltung durch mehrere selbstständig nebeneinander stehende Aufsichtsbeamte, die unter Umständen verschiedene Ansichten über verschiedene Dinge haben, eine solche Schule inspizieren läßt. Das war der Grund, warum wir diesen Vorschlag abgelehnt haben, die Zahl der Kreisschulräte zu vermehren, und warum wir dem Vorschlage der Regierung uns angeschlossen haben, das Kreisschulamt einzuführen.“

Wir sind überzeugt, daß man durch eine Änderung in der Ausführung der Aufsicht bei der Verkleinerung der Kreisschulratsbezirke sehr wohl und recht leicht aller scheinbaren Schwierigkeit Herr geworden wäre. Allerdings hätte man dann auch dem Umsichgreifen des Bürokratismus in der Schulverwaltung entgegenzutreten müssen, wobei der Wert der Schultätigkeit sicher nicht gemindert worden wäre. Allein wie die Verhältnisse heutzutage nun einmal liegen, darf man kaum erwarten, daß Bismarcks Abneigung gegen das Bismarckschreiben und Bürokratisieren Gemeingut der deutschen Verwaltungen werde, wenn auch die Schulleitungen deren ganz besonders bedürfen. Im Interesse der Einheitlichkeit, in der Wahl und der Beobachtung der Gesichtspunkte der Leitung wäre eine andere Ordnung wohl auch zu wünschen gewesen.

-h. **Der „Badische Lehrerverein“ und die finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den mittleren Beamten.** Als im April d. J. die Kunde ins Land drang, daß auf Antrag der Sozialdemokraten die Bestimmung, nach der die Lehrergehälter in Zukunft nur noch bei allgemeinen Beamtenaufbesserungen erhöht werden sollen, ins Schulgesetz aufgenommen werden soll, tauchte in Lehrerkreisen da und dort die Frage auf, ob wohl der Vorstand des „Badischen Lehrervereins“ von dem Vorgehen der Sozialdemokraten Kenntnis hat und ob er mit diesem Vorgehen einverstanden ist? Die einen sagten „Ja“, die andern „Nein“. Anfangs gehörten wir zur letzteren Gruppe. Obwohl wir vom Vorstande des „Badischen Lehrervereins“ schon „manches“ erfahren haben, konnten wir es doch nicht für möglich halten, daß eben dieser Vorstand sich selbst den Weg versperren zu seinem Ziele, das schon jahrelang war: die finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den entsprechenden mittleren Beamten. Heute gestehen wir ein, daß wir, wenn wir auch nicht mehr zur Gefolgschaft des genannten Vorstandes gehören, doch noch eine viel zu hohe Meinung von ihm hatten. Wir hatten uns getäuscht. Bekehrt wurden wir durch die Tatsache, daß keines der liberalen badischen Schulblättern gegen die Aufnahme des oben genannten sozialdemokratischen Antrages in das Schulgesetz Front machte. Dies blieb einzig und allein dem „Katholischen Lehrerverein“ vorbehalten. Er mußte, wie schon oft allein, die wahren, berechtigten Interessen der Lehrer und Schule vertreten. In Nr. 18 der „Badischen Lehrerzeitung“ wurde auf die schlimmen Folgen einer verfrühten Festlegung der Lehrergehälter hingewiesen und davor gewarnt. Unser Mitglied, der Herr Abgeordnete Wiedemann, hat in der Kammer darauf abgehoben, daß der Zusatz zu § 39, wonach die Lehrergehälter mit den Beamtengehältern zu ordnen seien, „eher hindernd wirken wird bei den Bestrebungen der Lehrer um Gleichstellung mit den Mittelbeamten“. Trotz diesen warnenden Stimmen wurde die genannte Bestimmung Gesetz und die Vermutung, daß hinter dem sozialdemokratischen Antrag der Vorstand des „Bad. Lehrervereins“ steckt, setzte sich in uns immer mehr fest. Diesmal hatten wir uns nicht getäuscht. Beweis: Nach der „Mhr. Uhrztg.“ führte der jungliberale Abgeordnete Koch in einer nationalliberalen Versammlung zu Schwetzingen folgendes aus:

„Eine schwierige Frage war auch das Schulgesetz, das ebenfalls gar nicht nach Zentrumswünschen ausfiel. Dasselbe bringt indes eine Reihe erhebliche Verbesserungen im Schulwesen. Durch Besserstellung der Lehrer mußten allerdings die Beiträge der kleinen Gemeinden erhöht werden. Die Aufnahme der Lehrer in den Gehaltstarif hat die Regierung strikte abgelehnt. Wir

haben aber im **Einvernehmen mit dem Vorstand des „Badischen Lehrervereins“** dann erreicht, daß bei künftigen Aufbesserungen der Beamtengehälter auch die Gehalte der Lehrer mit aufrücken sollen.“

So, damit wäre also das Rätsel gelöst. Wir fragen Badens Lehrer: Hört da nicht einfach alles auf? Der Vorstand des „Badischen Lehrervereins“, der über ein Jahrzehnt lang in Wort und Schrift die finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den gleichzuachtenden mittleren Beamten verlangt, gibt seine Einwilligung zur Festlegung einer gesetzlichen Bestimmung, die eben diese „finanzielle Gleichstellung“ unmöglich macht!

Um die ganze Tragweite dieser „Tat“ des Vorstandes des „Badischen Lehrervereins“ einzusehen, vergegenwärtige man sich: Die gesetzliche Bestimmung besagt, daß die nun geltenden Gehaltsätze der Lehrer erst dann wieder eine entsprechende Erhöhung erfahren sollen, wenn die durch das Gesetz vom 12. August 1908 eingeführten Sätze des Gehaltstarifs für die mittleren Beamten erhöht werden. Wann wird das Letztere geschehen? Unseres Erachtens in absehbarer Zeit überhaupt nicht. Und warum nicht? Einmal, weil so umfassende Beamtenaufbesserungen so wie so nicht so oft vorgenommen werden. (Der alte Gehaltstarif bestand 20 Jahre.) Dann aber glauben wir, daß die Gehaltsätze des bestehenden Gehaltstarifs so schnell überhaupt nicht geändert werden, weil sie zur Unzufriedenheit keinen Anlaß geben. Durch das Gehaltsklassensystem ist jedem Beamten die Möglichkeit gegeben, von seinem Anfangsgehalt zu einem mitunter ganz respektablen Höchstgehalt aufzusteigen. Ein mittlerer Beamter z. B. kann von 1700 Mark auf 4100 Mark bzw. 4500 Mark, ja sogar auf 4800 Mark ansteigen. Dazu kommt noch ein Wohnungsgeld von 600 Mark bzw. 750 Mark. Die Unzufriedenheit der Beamten wird sich also nicht so bald gegen die Gehaltsätze des neuen Gehaltstarifs richten, als vielmehr gegen die willkürliche Einteilung der Beamten in die verschiedenen Gehaltsklassen. Das beweisen die dem kürzlich geschlossenen Landtag vorgelegenen Beamtenpetitionen. Aber selbst dann, wenn je einmal die Gehaltsätze der mittleren Beamten erhöht werden würden, wäre ein finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den mittleren Beamten ausgeschlossen; denn dann sollen nach dem Zusatz des § 39 die nun geltenden Gehaltsätze der Lehrer nur eine „entsprechende Erhöhung“ finden. Die Lehrer werden also infolge dieser gesetzlichen Bestimmung auch in Zukunft den mittleren Beamten in gehaltlicher Hinsicht noch nachstehen. Sieht der Vorstand des „Badischen Lehrervereins“ das Törichte seiner Handlungsweise ein? Hätte er nicht die unabweisbare Pflicht gehabt, die Aufnahme dieser Bestimmung in das Schulgesetz im Interesse der Lehrer unter allen Umständen zu verhindern? Die Bestimmung über eine gleichzeitige Regelung der Lehrergehälter mit den Beamtengehältern hätte doch erst dann in das Gesetz aufgenommen werden dürfen, wenn die finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den Mittelbeamten erreicht gewesen wäre. Das sagt doch einem, sollte man wenigstens glauben, schon der gesunde Menschenverstand. Warum aber traf der Vorstand des „Badischen Lehrervereins“ diese an sich so selbstverständliche Maßnahme nicht? Fürchtete er etwa, damit den Boden der Petition des „Kathol. Lehrervereins“ betreten zu müssen? Diese Petition forderte bekanntlich, daß, wenn die finanzielle Gleichstellung der Lehrer mit den mittleren Beamten erreicht wäre (und das wäre durch die Annahme der vom „Kathol. Lehrerverein“ vorgeschlagenen

Gehaltskala der Fall gewesen), durch Aufnahme einer gesetzlichen Bestimmung in das Schulgesetz bei jeder späteren Beamtenaufbesserung den Lehrern eine gleichwertige und gleichzeitige Erhöhung ihrer Gehälter zugesichert werde. Wir wollen die Gründe für das unbegreifliche Verhalten des Vorstandes des „Badischen Lehrervereins“ nicht untersuchen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß der Badische Lehrervereinsvorstand durch seine Zustimmung zur Aufnahme der in Frage stehenden Bestimmung in das Schulgesetz die materiellen Interessen eines großen Teils der badischen Lehrer aufs schwerste geschädigt hat. Daran ist nichts mehr zu ändern und alles Deuteln und Drehen hat keinen Wert.

Eine Ironie des Schicksals muß es genannt werden, daß gerade diejenigen Lehrer, die dem Vorstand des „Bad. Lehrervereins“ am bereitwilligsten Folge leisten, die schlimmen Folgen der unverantwortlichen Schul- und Gehaltspolitik des genannten Vorstandes tragen müssen. Die unglückliche Lösung der Schulaufsichtsfrage, wie der Gehaltsfrage werden die Landlehrer am meisten zu fühlen bekommen. Sie werden es am eigenen Leibe verspüren müssen, was die von den, von städtischen Oberlehrern geleiteten liberalen Schulblättern so sehnsüchtig herbeigewünschte Verbesserung (?) der Schulaufsicht bedeutet. Sie werden es bald einsehen müssen, daß die Taktik ihres Vereinsvorstandes in der Gehaltsfrage auf einen „toten Punkt“ geführt hat. Für die Städteordnungsstädte hat die Lösung der Schulaufsichtsfrage keine besondere Bedeutung, da die meisten Städte durch Einführung des sogenannten Oberlehrersystems die Sache bereits erledigt haben. In der Gehaltsfrage bleibt den Stadtlehrern aus Grund des § 100 des Schulgesetzes das Recht, jederzeit an der Weiterentwicklung ihrer Gehaltsätze weiterzuarbeiten. Sollte die geringe Rücksichtnahme des Vorstandes des „Badischen Lehrervereins“ auf die vitalsten Interessen der Landlehrer am Ende darauf zurückzuführen sein, daß die ausschlaggebenden Persönlichkeiten des Badischen Lehrervereinsvorstandes in den großen Städten sitzen?

Aberblicken wir die Verhältnisse, wie sie heute liegen, so können wir uns eines Gefühles hoher Befriedigung nicht erwehren. Es gereicht uns zur vollen Genugtuung, nicht mehr Mitglied des „Badischen Lehrervereins“ zu sein. Was wir früher schon einmal ausgesprochen haben, wiederholen wir heute:

Wären wir nicht schon längst aus anderen Gründen, die in unserer Weltanschauung ihren Ursprung haben, aus dem „Badischen Lehrerverein“ ausgetreten, so würde uns das Verhalten des Vorstandes dieses Vereins in der Schulaufsichts- und Gehaltsfrage Veranlassung geben, es schleunigst zu tun; denn als den geeigneten Vertreter der Interessen der badischen Lehrerschaft können wir den „Badischen Lehrerverein“ mit samt seinem Vorstand nie und nimmermehr betrachten. Katholische Kollegen, die ihr mit uns noch auf dem Boden der christlich-katholischen Weltanschauung steht, aber geglaubt habt, wegen der Verfechtung der materiellen Interessen noch Mitglied des „Badischen Lehrervereins“ bleiben zu müssen, wie lange noch zögert ihr, die Konsequenz aus euren Grundsätzen zu ziehen? Heraus aus der sancta indifferentia! Weg mit aller Gleichgültigkeit und Menschenfurcht! Gebt dem „Badischen Lehrerverein“ und seinem Vorstande die Antwort, die ihm von Rechtswegen gehört.

**Bad. Lehrerzeitung und Lesesaal der Landesbibliothek.** Es gingen uns in letzter Zeit mehrere Anfragen von sehr geschätzter Seite zu, die sich nach dem Grund erkundigten, warum die „Bad. Lehrerzeitung“ seit dem 1. April l. J. nicht mehr wie früher in genanntem Lesesaale

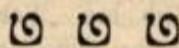
ausliegt und ob sie eine andere Behandlung erfahre als die „Badische Schulzeitung“, „Die Neue“ und die „Mannheimer Lehrerzeitung“. Nachdem wir bei dem Verlag Erkundigungen eingezogen haben, können wir nur den Aufschluß geben, daß die „Bad. Lehrerzeitung“ nie als Freiremplar dem Lesesaal der Landesbibliothek geliefert worden ist. Wenn sie also in der Tat seit dem 1. April nicht mehr ausliegt, so wird eben von dieser Stelle aus nicht mehr abonniert worden sein. Da sich aber sehr angesehene Besucher der Lesehalle dafür interessieren, dort die „Bad. Lehrerzeitung“ anzutreffen, so wird die in Betracht kommende Verwaltung gewiß die Liebenswürdigkeit besitzen, öffentlich oder wenigstens den Reflektanten gegenüber den Sachverhalt und ev. die Gründe ihres geänderten Verhaltens anzugeben. Hat man endgültig von einer Bestellung der „Bad. Lehrerzeitung“ abgesehen, so wolle man doch ja nicht auf Fragen nach derselben antworten: „Sie ist wohl ausgeblieben“ u. dgl. Antworten, die für die Verwaltung wie für die Leser gleich ungeeignet erachtet werden müßten. Daß übrigens diese Sache nicht bloß uns, sondern auch weitere Kreise interessiert, geht aus Vorstehendem hervor und sei einstweilen nur angedeutet in der Hoffnung, daß die Angelegenheit eine befriedigende Aufklärung erfährt.

Es wird uns geschrieben:

„**Mißbrauch der Schulkinder zu Reklamezwecken.** Eine Firma, die unter gleichklingendem Namen Nachahmungen der berühmten Weck'schen Artikel zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel zu vertreiben sucht, bedient sich hierzu eines Mittels, das in seiner Art wohl einzig sein dürfte, welches aber mit Recht nicht nur Widerspruch in kaufmännischen Kreisen finden wird, sondern auch im Kreise der Lehrer selbst Verurteilung erfahren muß.

Fragliche Firma wendet sich nun an Mädchenschulen und verspricht einen kleinen Steriliser-Apparat als Spielzeug der Schule zu schenken, wenn die Lehrer sich verpflichten, das gleichzeitig mit dem Apparat überfandte Reklamematerial (Prospekte) durch die Kinder zu verteilen. Man sollte nicht glauben, daß so etwas möglich sei. Jedenfalls werden die Lehrer ein solches Ansuchen entschieden zurückweisen, denn die Schule ist nicht dafür da, solche Handlangerdienste zu leisten. Ebenso werden es sich die Eltern der Kinder entschieden verbitten, wenn ihre Kinder in dieser Weise mißbraucht werden sollen. In Lehrerkreisen sollte man auf diese Anstöße aufmerksam machen und energisch gegen solche Reklame protestieren.“ (Wir wären für Mitteilungen aus Lehrerkreisen dankbar, wenn Beobachtungen oben verzeichneter Art vorliegen sollten. D. R.)

**Die Schwärmerci für den Buddhismus**, der in neuerer Zeit in manchen Kreisen Modesache geworden ist, beginnt bei manchen von der Theorie in die Praxis überzugehen und verursacht so den Missionären in buddhistischen Ländern große Schwierigkeiten. So bringt das neueste Heft der „Katholischen Missionen“ (Herder, Freiburg, jährlich 12 Hefte Mk. 5.—) einen Brief des Jesuitenpaares Cooreman aus Galla (Ceylon), worin es heißt: „Die Bekehrung der Buddhisten wird immer schwieriger. Schuld daran tragen die theosophischen Schwärmergeister und andere Europäer, die nicht genug für den Buddhismus Stimmung machen können. Im Januar 1910 trat ein protestantischer Prediger, Rev. Medhurst, von der Baptistenfekte, öffentlich zum Buddhismus über und wurde von den Theosophen an die Spitze des buddhistischen Kollegs in Colombo gestellt. Vom 13. bis 20. Februar hielt ein anglikanischer Geistlicher, Rev. Mongriess Scott, in Colombo Konferenzen über den Buddhismus, deren praktische Lehre war: Bleibt bei eurem Buddhismus. Der Herr forderte die Mitglieder der buddhistischen literarischen Gesellschaft auf, sie sollten Bonzen werden und das Volk in seinem buddhistischen Glauben stärken. Welchen Eindruck müssen solche Vorkommnisse auf die heidnische Bevölkerung machen!“



### Aus der Literatur.

Rezensions-exemplare sind unmittelbar an die Redaktion, Hauptlehrer Koch, Langstr. 12 Mannheim zu richten. Rücksendungen können nicht erfolgen.

**Pharus.** Kath. Monatschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik. Herausgegeben von Ludwig Auer, Donaauwörth. Halbjährlich 4 Mk. 7. Heft.

Heft für Heft enthält überaus wertvolle Bearbeitungen pädagogischer Themen. Vorliegendes Heft eröffnet Gymnasialrektor P. Godehard Weiger D. S. B. mit dem 1. Teil des Aufsatzes: „Erziehung zum Glauben“. Das ist tiefgründige Arbeit und zeigt, wie die intellektuelle Unterweisung in die Religionswahrheiten

unter allen Umständen in das Willensgebiet hinübergreifen muß, wenn eine religiöse Gesinnung erzielt werden soll. Der Wertung der naturalistischen Schule mit und ohne konfessionellen Religionsunterricht kann kaum etwas Stichhaltiges entgegengesetzt werden. Eine prächtige Arbeit mit vielen gehaltvollen und feinen Winken für den Erzieher müssen wir den Aufsatz „Die Psychologie der Schullüge und ihre Behandlung“ von Repetent Dr. Joseph Stoffels nennen; sie zeigt zugleich, welche erfreuliche Anregungen die Pädagogik von Fr. W. Foersters bekenntnisfreundlichem religiösem Standpunkt aus gewonnen hat. Universitätsprofessor Dr. Stolze, Würzburg, fördert in den Aphorismen von Joh. Mich. Sailer Goldkörner aus dem Briefwechsel zu Tage, den dieser Autor mit der Gräfin Auguste Stolberg, Wenigerode geführt hat. Der Aufsatz „Die Skizze im Unterricht“ von unserem Landsmann Joseph Strobel weist recht schön die Möglichkeit und Notwendigkeit des Skizzenzeichnens im Unterrichte nach. In dem Aufsatz Gott und die Religion auf den Hochschulen Amerikas von P. Felix Kirsch, treten uns die Verwüstungen im höhern Geistesleben entgegen, die die dilettantische Behandlung von Fragen des religiös-philosophischen Erkenntnisgebietes auf den amerikanischen Universitäten im Gefolge hatten. Recht interessant behandelt Gymnasiallehrer J. Schreiegg die Mittelschulfragen in Bayern. Auch die Arbeit über Jugendfürsorge-Vereine von Diözesanpräses Georg Lindermayr, die Proben und Skizzen aus der Schulmappe von Neuländer und die Einführung in die Fortbildungsschul-Literatur von Heymann enthalten des Belehrenden recht viel. Endlich möchten wir noch ganz besonders auf das Schicksal der Schule im Hintertobel verweisen, wo die Lehrer die Schülerrepublik eingeführt haben. Die Alten planen eine Gegenrevolution und zwar v. R. w. Sehr schön.

**Der Gral:** Monatschrift für schöne Literatur; 4. Jahrgang, 10. Heft.

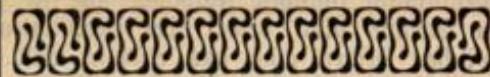
Inhalt: G. M. Schuler †; ein Würzburger Dichter Von Wilhelm Dehl. — Metner toten Mutter. Von A. Müller. — Kindergebet. Von Hans Eschelbach. — Die doppelte Braut. Von Alois Reuther. — Vater Giltgan. Von William Butler Yeats. (Übersetzt von Fritz Lemmermayer). — Es ist noch Zeit? Von Karl Sailer. — Aus Friedrich Hebbels Briefen. Von Richard Kralik. — Gedanken über Kunst, Religion und Moral. Nach und gegen John Ruskin. Zusammengestellt von Karl Jakubczyk. — Verlassenheit. Von Alois Pichler C. S. S. R. — Aus Zeitschriften und Büchern: Seelsorgliche Kritik. Ein Wort zur literarischen Würdigung der Handel-Mazzetti. — Besprechungen: Ansgar Albing, Harmonien und Disharmonien der Seele. — Bücheranzeigen. — Neu erschienene oder zur Besprechung eingesehene Bücher.

**Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft**, herausgegeben von J. Bötsch, Rektor in Niederlahnstein; Verlag Ferd. Schöningh, Baderborn. 3. Jahrgang.

Inhalt des 10. Heftes: J. Lews, übernatürliche Offenbarung, positive Religion und Religionsunterricht in der Volksschule. — Was verdankt die preußische Volksschule der Königin Luise? von Rektor Oskar Grimm-Carnap. — Stine Helfer im ersten Stadium der Erziehung. — Beiträge zu einer quellenmäßigen Darstellung der Geschichte des niederen Schulwesens in den ehemals kurtrierischen Landen; von Peter Jülicher, Rektor in Trier. (Schluß.) — Aus der Schule für die Schule: Die Urgeschichte als Unterrichtseinheit in der Oberklasse; von B. Reimes, Köln. — Die Zeichen für den S.-Laut; von Dr. Franz Ziemann, Professor. — Aus der Pädagogik der Gegenwart: Im Kölner Dom; von Emil Hofmann, Wien. — An den Rhein; von Emil Hofmann, Wien. — Pfingstversammlungen. — Das Mannheimer System in Hamburger Beleuchtungen. — Gegen die Lern- und für die Arbeitsschule. — Stimmen zum Kapitel: Lern- oder Arbeitsschule. — Ferienkurs für Anstalts-Pädagogik. — Die Schulgefängnis-methode der Zukunft; von Dr. A. Möhler, Steinhausen bei Schuffenried, Wittbg. — Allgemeine und literarische Notizen. — Bücherbesprechungen. — Zum Kapitel: „Schund- und Schmutzliteratur.“ — Briefkasten. — Wir empfehlen die tapfere Zeitschrift angelegentlich.

**Aber den Wassern.** Halbmonatschrift für schöne Literatur. — Herausgeber Dr. P. Expeditus Schidt D. S. M. — Verlag der Alphonius-Buchhandlung in Münster i. Westfalen. Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Inhalt des 14. Heftes: Vom Zeitgeist und vom Geist der Zeiten. Von Christoph Flaskamp. — Ottokar Kernstock. Eine lit.-histor. Studie von Dr. Oswald Floeck. — Safa und Nejat. Von Marie Amélie Frein von Godin. — Jugenderinnerungen an Detlev v. Villencron. Von Hans Joo Krause, München. — Kritische Spaziergänge. Von P. Ansgar Pöhlmann D. S. B. — An mein Herz. Strandgut: Zur Freiligrath-Feier. — Ausguck: Neue Gedichte von Carl Busse. — Ein hohes Lied? — Mathufala. — „Das Leben sagt nein.“ Stille Winkel. — Isabella Kaiser. — Ein siebenbürgischer Roman. — Die Nachtbraut. — Bücher für die Familie. — Theodor Storms Briefe. — John Flaxmans Zeichnungen. — Wieland in der Goldenen Klassiker-Bibliothek. — Signale: Kleist-Denkmal in Frankfurt a. D. — Johannes Fastenrath-Stiftung. — Ein sehr vernünftiges Wort. — Das Denkmal Abrahams a. St. Clara.



**Lammwirts Klage.**

Da droben auf dem Markte  
Spazier' ich auf und ab  
Den ganzen lieben langen Tag  
Und schaue die Straße hinab.

Es steht ein Regenbogen  
Wohl über jenem Haus;  
Mein Schild ist eingezogen,  
Ein andrer hängt heraus.

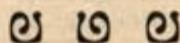
Heraus hängt über der Türe  
Ein Hahn mit rotem Kamm;  
Als ich die Wirtschaft führte,  
War es ein goldenes Lamm.

Mein Schäflein wohl zu scheren,  
Ich sparte keine Mühe,  
Ich bin herunter gekommen  
Und weiß doch selber nicht wie.

Nun läuft es mit Köchen und Kellnern  
Im ganzen Hause so voll:  
Ich weiß nicht, wem ich von allen  
Zuerst den Hals brechen soll.

Da kommen drei Chaisen gefahren!  
Der Hausknecht springt in die Höh'.  
Vorüber, ihr Köhlein, vorüber,  
Dem Lammwirt ist gar so weh!

Eduard Mörike.



**Brigitta.**

Von Adalbert Stifter.

Später fand sich wieder Gelegenheit daß wir zusammenkamen, wir besuchten uns dann öfter, und waren endlich bis zu meiner Heimreise fast unzertrennt beieinander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die sein Äußeres machen sollte, ziemlich unschuldig war. Aus seinem Innern brach oft so etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichsam als hätte er sich, obwohl er schon gegen die fünfzig Jahre ging, seine Seele bis jetzt aufgehoben, weil sie das Rechte nicht hatte finden können. Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichteristische sei, was mir bis dahin vorgekommen, daher es auch kommen mochte, daß sie das Kindliche, Unbewusste, Einfache, Einsame, ja oft Einsältige an sich hatte. Er war sich dieser Gaben nicht bewußt und sagte in Natürlichkeit die schönsten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, selbst später nicht, als ich Gelegenheit hatte, mit Dichtern und Künstlern umzugehen, habe ich so einen empfindlichen Schönheitsinn angetroffen, der durch Ungehalt und Roheit bis zur Ungebuld gereizt werden konnte, als an ihm. Diese unbewußten Gaben mochten es auch sein, die ihm alle Herzen des andern Geschlechtes zuschlagen machten, weil dieses Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar so selten ist. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menschen so gerne umging, so wie ich meinerseits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht diese Dinge zu würdigen vermochte und mir dieselben erst recht einleuchtend wurden, da ich älter war und daran ging, die Erzählung seines Lebens zusammen-

zustellen. Wie weit es mit seinem sagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich niemals erfahren können, da er niemals über diese Dinge sprach und sich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer die auf seiner Stirne sitzen sollte, konnte ich ebenfalls nichts wahrnehmen, so wie ich auch von seinen früheren Schicksalen damals nichts erfuhr, als daß er einst beständige Reisen gemacht, jetzt aber schon jahrelang in Neapel sei und Lava und Altertümer sammle. Daß er in Ungarn Besitzungen habe, erzählte er mir selber und lud mich, wie ich oben sagte, wiederholt dahin ein.

Wir lebten ziemlich lange nebeneinander und trennten uns zuletzt, da ich fortging, nicht ohne Teilnahme. Aber mancherlei Gestalten von Ländern und Menschen drangen nachher noch durch mein Gedächtnis, so daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungarischen Haide zu diesem Manne unterwegs sein würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir sein Bild in Gedanken immer mehr aus und senkte mich so hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben ich sei in Italien; denn so heiß, so schweigsam war es auf der Ebene, auf der ich wandelte, wie dort, und die blaue Dunstschicht der Ferne spiegelte sich mir zum Trugbilde der pontinischen Sümpfe.

Ich ging aber doch nicht in gerader Richtung auf das mir in dem Briefe bezeichnete Gut des Majors los, sondern ich machte mehrere Kreuz- und Querzüge, um mir das Land zu besehen. So wie mir das Bild desselben früher immer meines Freundes wegen mit Italien zusammengefloßen war, so webte es sich nun immer mehr und immer eigentümlicher als Selbstständiges und Ganzes heraus. Ich war über hundert Bächlein, Bäche und Flüsse gegangen, ich hatte oft bei Hirten und ihren zottigen Hunden geschlafen, ich hatte aus jenen einsamen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel zum Himmel sehen, und ich hatte unter manchem tief herabgehenden Rohrdache gefessen, — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der schnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel des Rothirten — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in diesem Lande aussehen werde; denn ich hatte ihn nur in Gesellschaft gesehen und in dem Getriebe wo sich die Menschen wie die Bachkiesel gleichen. Dort war er im Außern der glatte seine Mann gewesen — hier aber war alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage nichts sah, als das ferne rötlich blaue Dämmern der Steppe und die tausend kleinen weißen Punkte darinnen, die Rinder des Landes, wenn zu meinen Füßen die tiefschwarze Erde war, und soviel Wildheit, so viel Apsigkeit, trotz der uralten Geschichte so viel Anfang und Ursprünglichkeit, dachte ich, wie wird er sich denn hier benehmen. Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in seine Art und Weise und in seine Eigentümlichkeiten hinein und es war mir, als hörte ich den Hammer schallen, womit die Zukunft dieses Volkes geschmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf die kommenden Zeiten, alles Vergehende ist müde, alles werdende feurig, darum sah ich recht gerne seine endlosen Dörfer, sah seine Weinhügel aufstreben, sah seine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen seine sanften blauen Berge ziehen.

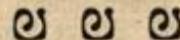
Nach monatelangem Herumwandern glaubte ich endlich eines Tages, ich müsse mich nun in sehr großer Nähe bei dem Gute meines Freundes befinden, und des vielen Schauens doch etwas müde, beschloß ich dem Pilgern ein Ziel zu setzen und gerade auf die Besitzung meines künftigen Beherbergers zuzulenken. Ich war den ganzen Nachmittag durch ein heißes Steinfeld gegangen; links stiegen fernblaue Berghäupter am Himmel auf — ich hielt sie für die Karpaten — rechts stand zerriffenes Land mit jener

eigentümlich rötlichen Färbung, wie sie so oft der Hauch der Steppe gibt: beide aber vereinigten sich nicht, und zwischen beiden ging das endlose Bild der Ebene fort. Endlich, wie ich eben aus einer Mulde, in der das Bette eines ausgetrockneten Baches lief, empor stieg, sprang rechts ein Kastanienwald und ein weißes Haus herüber — eine Sandwehe hatte mir beides bisher verdeckt. — Drei Meilen, drei Meilen — so hatte ich fast den ganzen Nachmittag gehört, wenn ich nach Uwar fragte — so hieß das Schloß des Majors — drei Meilen: aber da ich die ungarischen Meilen aus Erfahrung kannte, so war ich gewiß fünf gegangen und wünschte daher sehnlich, das Haus möchte Uwar heißen. In nicht großer Ferne stiegen Felder gegen einen Erddamm empor, auf denen ich Menschen sah. Diese wollte ich fragen und durchschritt zu dem Zwecke einen Flügel des Kastanienwaldes. Hier sah ich nun, was ich, durch die vielen Gesichtstäuschungen dieses Landes belehrt, sogleich geahnt hatte, nämlich, daß das Haus nicht an dem Walde liege, sondern erst hinter einer Ebene, die von den Kastanien weglief, und daß es ein sehr großes Gebäude sein müsse. Aber die Ebene aber sah ich eine Gestalt herübersprengen, gerade auf jene Felder zu, auf denen die Leute arbeiteten. Auch sammelten sich alle Arbeiter um die Gestalt, da sie bei ihnen angekommen war, aber meinem Major sah das Wesen ganz und gar nicht ähnlich. Ich ging langsam gegen die Erdlehne empor, die auch weiter entfernt war, als ich dachte, und kam eben an, als bereits die ganze Blut der Abendröthe um die dunkel wogenden Maisfelder und die Gruppen härtiger Knechte und um den Reiter loderte. Dieser aber war nichts anderes als ein Weib, etwa vierzig Jahre alt, welches sonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte und auch wie ein Mann zu Pferde saß. Da die Knechte schon auseinander gingen und sie fast allein auf dem Flecke war, richtete ich mein Anliegen an sie. Meinen Wanderstab unter das Ränzlein stützend, zu ihr emporschauend und mir gleichsam die Strahlen der Abendröthe, die schief hereinkamen, aus dem Gesichte streichend, so sagte ich deutsch zu ihr: Guten Abend, Mutter.

Guten Abend, antwortete sie in derselben Sprache. Gewährt mir eine Bitte und sagt: heißt jenes Gebäude Uwar?

Jenes Gebäude heißt nicht Uwar. Seid Ihr nach Uwar bestellt?

Allerdings. Ich habe dort meinen Reisefreund, den Major, zu besuchen, der mich dahin eingeladen hat. So geht nur ein wenig neben meinem Rosse her.



**Take Care of the Minutes.**

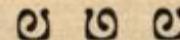
We are but minutes — little things  
Each one furnished with sixty wings  
With which we fly on our unseen track,  
And not a minute comes back.

We are but minutes, yet each one bears  
A little burden of joys and cares.  
Patiently take the minutes of pain;  
The worst of minutes cannot remain.

We are but minutes; when we bring  
A few of the drops from pleasure's spring,  
Taste their sweetness while we stay;  
It takes but a minute to fly away.

We are but minutes; use us well,  
For how we are used we must one day tell,  
Who uses minutes, has hours to use;  
Who loses minutes, whole years must lose.

Royal Princess Reader.



**Preussischer Beamtenverein in Hannover.**

(Protector: Seine Majestät der Kaiser.)

**Billigste Lebensversicherungsgesellschaft** für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privatbeamten.

Versicherungsbetrag 361 984 098 M. Vermögensbestand 129 800 000 M.  
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahr 1877 bereits 80—90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch Die Direktion des Preussischen Beamtenvereins in Hannover.

**Th. Mannborg,** Leipzig-Ll. Angerstr. 38.  
Königlicher Hoflieferant.  
Erste Harmoniumfabrik nach Saugwindsystem. In Deutschland höchste Auszeichnungen.

**Harmoniums**  
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Prospekt frei. Garantie Zurücknahme.  
Franko-Lieferung.  
Mit und ohne Heizung. Wenig Raum, wenig Wasser, beanspr. meine solid gearbeitet. Wannen von 13 Mk. an. Tausende im Gebrauch. Beste freiw. Zeugn.  
**Bernh. Hähner,**  
Chemnitz No. 554 b.  
Vertreter überall gesucht.

**Bülow-Pianos**  
von Mk. 450.— an.  
Harmoniums von Mk. 50.— an. Bequeme Teilzahlung. — Bei Barzahlung höchster Rabatt. Miete von monatl. Mk. 5.— an. Umtausch. — Tausende Referenzen. — **Den HH. Lehrern 20—30% Rabatt.** — Preisliste frei. — Bei Vermittlung hohe Provision.

**Fr. Siering**  
Mannheim C. 8. Nr. 8.  
Allergünstigste Bezugsquelle.

**August Dürschmidt,**  
Markneukirchen Nr. 192.  
Fabrik und Vertriebshaus.  
Vorteilhafteste Bezugsquelle.  
Vorzügl. Musikinstrumente u. Saiten für Schule, Haus, Kapellen u. Vereine.  
Preisliste frei. Rabatt. Garantie.

**Schuster & Co.**  
Markneukirchen Nr. 417.  
Erstkl. Kronen-Instrumente aller Arten; Saiten, Bogen, Etuis und einzelne Teile. Proben sendungen. Reparaturen schnell u. gediegen. — Katalog mit Rabatt frei.

Agitiert für die „Badische Lehrerzeitung“ und wendet ihr Anzeigen zu. :: :: ::

Druck und Verlag der „Unitas“ in Achern-Bühl (Baden). Für den Inseratenteil verantwortlich: P. Köfer in Achern.